

Nr. 284 Bydgoszcz / Bromberg, 12. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(24 Fortsetzung.) ——

Die Wache vor dem Portal des Kriegsministeriums in Mexiko City präsentiert das Gewehr. Aus der mächtigen Limousine steigen zwei Herren in schwarzem Gehrock und Zylinder. Mister Collins und der Botschafter seines Landes. Der Adjutant eilt den Herren entgegen, begrüßt sie und geleitet sie in das Arbeitszimmer des Ministers.

Hinter dem Schreibtisch erhebt sich eine gedrungene, breitschultrige Gestalt in blitzender, ordensgeschmückter Generalsuniform: der Vollblutindianer José Morones, Kriegsminister und Vertrauter des Präsidenten. Er geht den beiden Gästen einige Schritte entgegen, drückt seine Fingerspitzen gegen ihre Handflächen und lädt sie ein, Platz zu nehmen.

Morones weiß, daß eine Weltmacht ihm gegenübersitzt. Er weiß auch, warum die Herren hier sind. Er weiß auch, daß diesmal die Regierung aus seinem Munde nein sagen wird. Doch sein Lächeln ist freundlich und entgegenkommend und seine Frage klingt bescheiden und ahnungslos.

„Womit kann ich den Herren dienen?"

„Exzellenz", beginnt der Botschafter, „die Lage, die Ihre Regierung durch das Inkrafttreten des bewußten Gesetzes in den beiden Provinzen geschaffen hat, ist unhaltbar geworden. Täglich mehren sich die Gewaltakte mexikanischer Staatsbürger gegen Leben und Eigentum der Ausländer. Ich muß im Namen [illegible]ner Regierung gegen diese Tätlichkeiten und gegen die Gleichgültigkeit Ihrer Sicherheitsbehörden aufs schärfste und eindringlichste Einspruch erheben."

Das freundliche Lächeln spielt unentwegt um die Lippen des Kriegsministers. „Eine sehr peinliche Angelege[illegible]eit, Exzellenz, und ich spreche Ihnen im Namen meiner Regierung das größte Bedauern über diese Vorfälle aus. Aber sagen Sie, Exzellenz, wann haben diese Unruhen begonnen?"

„Ihr Beginn fiel fast auf den Tag genau mit der Inkraftsetzung des Ölgesetzes zusammen."

„Ein merkwürdiger Zufall! Fast scheint es, als ob nicht nur ein zeitlicher, sondern auch ein ursächlicher Zusammenhang bestünde."

„Wie meinen Sie das, Exzellenz", zieht sich der Gesandte vorsichtig hinter die Mauer der Verständnislosigkeit zurück.

Morones wird lebhafter: „Nun, ich glaube, das Gesetz ist klar und deutlich genug gefaßt. Deshalb bin ich der Ansicht, daß erst das ungesetzliche Verhalten der Companys zwangsläufig die von Eurer Exzellenz erwähnten Mißstände hervorrief. Warum befolgen die Companys nicht die Gesetze des Landes, aus dem sie ihren Reichtum schöpfen?"

„Exzellenz vergessen die Vorteile, die Ihrem Lande durch uns erwachsen sind. Wir nehmen nicht nur, wir haben auch gegeben und geben noch immer. Wer hat dieses verseuchte Küstenland zu einem Industriezentrum gemacht? Wer hat der einheimischen Bevölkerung Arbeit und Brot gegeben? Wer hat Straßen, Bahnen, sanitäre Anlagen, Hafenstädte errichten lassen, die schließlich doch Ihrem Land verbleiben? Wer bringt Ihrem Staats[illegible]kel die größten Zolleinnahmen? Wir, Exzellenz, wir, die mit einem Federstrich enteignet und entrechtet werden sollen."

„Unser Land hat die Schuld mit Blut und Öl tausendfach bezahlt", erwidert Morones mit erhobener Stimme, „wir sind nicht reicher geworden, nein, ärmer! Die Milliarden, die aus unserem Boden geschöpft wurden, sind nicht im Lande geblieben, sind nicht der Allgemeinheit zugute gekommen. Der mexikanische Peon ist arm geblieben wie früher. Der Ranchero hat verblendet oder gezwungen sein Heimaterbe verkauft. Jahrelang war es mein und der Regierung Bestreben, dem Mexikaner das zu geben, was ihm gebührt. Das Gesetz bleibt in Kraft! Und ich werde mit allen Machtmitteln dafür sorgen, daß es beachtet wird."

Der Botschafter schaut ein wenig gelangweilt auf seine Fingernägel. Er kennt diese Sätze schon längst auswendig, die in den Leitartikeln der Landespresse täglich wiederkehren.

„Es ist uns bekannt, Exzellenz, daß wir das Zurückgreifen auf dieses längst vergessene Gesetz dem Abgeordneten von Tamaulipas, Herrn Porfirio Legueiro, zu verdanken haben, der Ihr besonderes Vertrauen genießt. Wissen Sie, Exzellenz, wem Sie da einen entscheidenden Einfluß auf Ihre Entschließungen gewährt haben?"

„Gewiß weiß ich das. Ich kenne diesen eifrigen, unbestechlichen Anhänger der nationalen Sache und schätze ihn als eine ihrer besten Stützen."

„Wir müssen leider Ihre Hochschätzung dieses Mannes ein wenig berichtigen, Exzellenz. Wollen Sie berichten, Mister Collins!"

Der Angesprochene hebt den Kopf und sagt mit ruhiger Stimme, als wenn es das Natürlichste der Welt wäre: „Legueiro ist ein Mörder."

Morones springt auf. „Einen unserer verdienstvollsten Männer nennen Sie Mörder . . ."

„Ich kann es Ihnen beweisen, Exzellenz. Auf Legueiros Befehl wurde in Nogales John Dodson von dem Gangster Jim Ashly erschossen, weil er sich geweigert hatte, eine Option an die Vulkan Company zu verkaufen, an jene Company, deren Teilhaber Legueiro ist. Auf seinen Befehl wurde eine Treibjagd auf die Erben der Option veranstaltet, der diese nur durch einen Zufall lebend entkamen. Auf seinen Befehl wurde in Tampico der gefährliche und jetzt überflüssige Mitwisser Jim Ashly erstochen. Wir haben das Geständnis von Ashlys Mörder und auch

Beweismaterial für seine anderen Schandtaten. Wollen Exzellenz Einsicht nehmen." Collins schiebt einen Stoß Akten auf den Schreibtisch.

Morones schaut flüchtig die Blätter durch und denkt sich: was mögen diese „Geständnisse" wohl gekostet haben? „Ich werde die Akten prüfen und Sie können, wenn Ihre Anklagen auch nur den Schein einer Wahrscheinlichkeit haben, versichert sein, daß der Beschuldigte ohne Rücksicht auf seine Stellung bestraft werden wird." Er legt die Akten demonstrativ auf eine Ecke des Schreibtisches unter einen Stoß anderer Papiere.

Collins preßt die Lippen zornig zusammen. Er hat sich eine andere Wirkung seiner wuchtigen Anklagen erhofft. Auch aus dem Gesicht des Botschafters ist das Lächeln verschwunden, er zieht die Augenbrauen hoch und in seiner Stimme schwingt eine leise Drohung: „Exzellenz haben also nicht die Absicht, die Akten sofort zu prüfen und die unserer Ansicht nach notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Vergessen Sie nicht, daß wir einen Mörder anklagen."

„Ich sagte Ihnen doch, Exzellenz", erwiderte Morones ein wenig ungeduldig, „daß ich die Sache prüfen lassen werde. Eine sofortige Behandlung ist meiner Ansicht nach nicht notwendig, da die Prüfung auf die Inkraftsetzung des Ölgesetzes nicht den geringsten Einfluß ausübt. Womit kann ich den Herren noch dienen?"

Collins wirft einen Blick auf seine Armbanduhr. Es ist 11 Uhr 05. Dann schaut er fragend auf den Gesandten, der jetzt langsam aufsteht.

„Exzellenz! Als bevollmächtigter Gesandter meines Landes erkläre ich, daß eine Durchführung des bewußten Gesetzes zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen unseren Staaten führen muß."

Auch Morones ist aufgestanden, aber die Feierlichkeit seiner Worte kann ihre leise Ironie nicht ganz unterdrücken: „Exzellenz, es ist heute das dritte Mal seit meiner Amtsführung, daß ein ausländischer Gesandter mir diese Erklärung abgibt. Ich werde sie jedenfalls pflichtgemäß dem Präsidenten der Republik übermitteln, hoffe aber, daß dieser Zwischenfall, so wie bisher immer, keine dauernde Trübung der Beziehungen unserer Staaten herbeiführen wird."

„Exzellenz verkennen vollkommen den Ernst der Lage. Es handelt sich heute um den Schutz Tausender unserer Staatsbürger, um den Schutz von Milliarden unseres hier fest angelegten Geldes."

Ein hastiges Klopfen enthebt den Minister einer Antwort. Ein Adjutant stürzt herein, findet kaum Zeit für eine rasche Entschuldigung und überreicht Morones mit den herausgestoßenen Worten: „Dringende Meldung aus Tampico!" ein Telegramm. Collins schaut wieder auf die Uhr und nickt zufrieden; es ist 11 Uhr 10. Der Botschafter läßt keinen Blick von dem Gesicht des Lesenden. Sie kennen beide den Inhalt des Telegramms, das mit programmmäßiger Pünktlichkeit eingetroffen ist. „Fünf Schlachtkreuzer stehen in mexikanischen Hoheitsgewässern vor Tampico und blockieren den Hafen."

Morones hat die Meldung zu Ende gelesen und hebt langsam den Kopf. Die Muskeln spielen um seine Backenknochen, sichtbar hämmert das Blut in seinen Schläfenadern. „Wissen Sie, Exzellenz, was dieses Telegramm enthält?"

„Gewiß", der Botschafter verneigt sich. „Ich habe sogar darauf gewartet."

„Und wissen Sie", bebt die Stimme des Ministers, „daß das ein ungeheuerlicher Bruch der internationalen Abkommen ist?"

Der Botschafter zuckt bedauernd die Achseln. „Notwehr, Exzellenz! Wir müßten sogar noch weiter gehen. Der Schutz unserer Interessen zwingt uns, unter Umständen die beiden Küstenprovinzen Tamaulipas und Verakruz zu besetzen."

Eine kurze Pause; dann ist Morones wieder Herr seiner Stimme. „Ich werde dem Präsidenten der Republik sofort Bericht erstatten. Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Als Porfirio Legueiro die Gewißheit erlangt hatte, daß seine Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen und die Durchführung des Ölgesetzes beschlossen war, war er sofort von Mexiko City nach Victoria, der Hauptstadt von Tamaulipas, gereist. Dort hatte er sein Hauptquartier im Hotel „Miramon" an der Plaza aufgeschlagen und leitete von hier aus persönlich die letzten Vorbereitungen für die Gouverneurswahl.

Nie ist er so siegessicher gewesen, nie hat er sich seinem Ziel so nahe gefühlt wie jetzt. Überall fühlt er die Auswirkungen seines letzten Schlages. Die Aktien der Vulkan Company sind auf das Doppelte gestiegen, von allen Seiten kamen Vereinigungs- und Beteiligungsanträge. Noch ist die Dodson Company nicht dabei, aber auch sie wird, wenn die Macht der Huesteca gebrochen ist, kommen müssen. Und für die Wahlpropaganda ist sein Verdienst um die Zustandebringung des Gesetzes ein unbezahlbarer Schlager, denn sein Gegner Portez Gil nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Viele, die noch vor kurzem zu seinen Gegnern gerechnet werden mußten, sind zu ihm gekommen und haben ihn ihrer Ergebenheit versichert. Und heute abend will er in einer großangelegten Rede die letzten Schwankenden in sein Lager ziehen. Er zweifelt nicht, daß am Wahltag die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung ihm folgen wird.

Wie ein Feldherr steht er mitten im Lichthof des Hotels, gibt hier einige geflüsterte Anweisungen, schüttelt dort ein paar Hände, hat für jeden liebenswürdige, freundliche Worte. Von der Plaza klingt rastloses Hämmern herein, Holzbuden schießen aus dem Boden, ein dichtes Netz von Drähten für die bunten Lampen spannt sich von Haus zu Haus und quer über den Platz. Von allen Plakatwänden und Lichtsäulen lächelt sein überlebensgroßes Bild. „Wählt Don Porfirio, den Freund des Volkes", steht in roten Lettern quer über die Straßen, ruft es eindringlich von den Transparenten. Flugzettel flattern durch die ganze Stadt, Kapellen ziehen umher, sein Bild voran, und spielen patriotische Lieder. Aus den Schnaps- und Bierbuden, die heute Freitrunk ausschenken, dringt wüstes Lärmen und Gejohle, immer wieder übertönt durch die Rufe: Viva Don Porfirio!

Es ist neun Uhr abends. Legueiro steht vor dem großen Kristallspiegel seines Zimmers und mustert sich mit zufriedenen Blicken. Der dunkle Anzug macht ihn schlanker und größer, der schneeweiße Kragen und die bunten Ordenslitzen beleben seine Erscheinung. Ein Wink an seinen Propagandaleiter, der am Apparat steht, ein kurzer telephonischer Anruf, und gemessenen Schrittes geht er zur Balkontür, öffnet beide Flügel und tritt heraus. Minutenlanger, tobender Lärm bricht sich an den Seitenwänden der Plaza, steigt empor wie ein einziger Schrei aus einer einzigen Kehle zu dem kleinen, glücklich lächelnden Manne. Langsam verebben die Hochrufe, die Pistolenschüsse, das Händeklatschen, Tausende von Gesichtern starren hinauf zum Balkon, warten auf seine Worte.

Porfirio Legueiro hat noch nie so gut gesprochen wie heute, hat noch nie so fest an seinen Stern geglaubt wie heute. Er fühlt, wie die Größe des Augenblicks seinen Worten Schwung verleiht, wie tausend Augend an seinen Lippen hängen, tausend Herzen ihm entgegenschlagen.

Mit leiser, umflorter Stimme erzählt Legueiro von einer anderen Versammlung, die vor Jahren hier in Victoria stattgefunden hat. „Damals, Freunde, bäumten wir uns auf gegen die eiserne Faust des Despoten Diaz, der unser Land ausbeutete, knechtete und ans Ausland verkaufte. Blutige Opfer hat es gekostet, aber wir haben gesiegt. Heute rufe ich euch wiederum auf zum Kampf gegen einen anderen, mächtigen Feind. Diaz war immerhin ein Mexikaner, einer von unserem Blut. Wer aber versucht uns heute zu knechten, zu knebeln, zu enteignen? Ein fremdes Land, eine fremde Rasse, fremdes Geld würgt an unserem Hals und will uns in die Knie zwingen. Und so wie damals schreien wir auch heute in die Welt hinaus: Nein! Niemals! Mexico para los Mexicanos!"

Ein tausendfacher Schrei der Begeisterung brandet hinauf zum Redner. Auf dem Balkon steht nicht mehr der berechnende Politiker; aus ihm ist ein haßsprühender, unverfälschter Indianer geworden, an dem die europäische Kleidung wie ein lächerliches Fastnachtskleid hängt.

„Wer ist es, amigos, der euch in diesem Kampf vorangeht, der euch führt, der euch leitet? Wer hat die Ketten gesprengt, wer hat dem Gesetz, das euch Freiheit und Brot bringen und unser Mexiko groß und mächtig machen wird, wer hat diesem Gesetz Geltung verschafft? Wer gibt gerne sein Blut für euer und des Vaterlandes Wohl? Wer?"

„Don Porfirio! Viva Don Porifiro, el nuevo gobernador!" rauscht ihm zum erstenmal der ersehnte Ruf entgegen. Der neue Gouverneur! Er schließt einen Moment die Augen, überwältigt von dem Jubel um ihn und in ihm.

„Wenn eure Stimmen mich zum Gouverneur von Tamaulipas machen, dann werde ich dafür sorgen, daß das Ölgesetz Wort für Wort erfüllt wird. Ich stehe und falle mit diesem Gesetz!"

Der neue Jubelsturm verhallt, Legueiro will eben zu den letzten Worten ansetzen, als ein fremdes, unerwartetes Geräusch ihn innehalten läßt. Ein fernes Surren, das rasch zu mächtigem Motorengedröhn anschwillt. In den Lichtschein über der Plaza taucht der dunkle Schatten eines Flugzeugs. Die Menge starrt erwartungsvoll auf den Riesenvogel, bereit, die neue Überraschung mit Begeisterung aufzunehmen.

Legueiro winkt hastig seinem Sekretär: „Was soll das Flugzeug?" Der zuckt verständnislos die Achseln. Unruhig verfolgen beide die Schleifen des Apparats über der Plaza. Da leuchtet es plötzlich neben dem Flugzeug weiß auf, ein flatternder Regen von Flugblättern senkt sich tanzend auf die Versammlung. Ein Blatt fällt auf den Balkon. Zögernd bückt sich Legueiro, hebt es auf, liest:

„Der Präsident widerruft das Ölgesetz!
Der Hetzer Legueiro kaltgestellt!
Wählt Ruhe und Ordnung!!
Wählt Portez Gil!!!"

Legueiro taumelt zurück. „Unmöglich! Morones hätte mich zuerst verständigt!" Sein Sekretär hat schon Verbindung mit Mexiko City. „Hier Legueiro. Ich bitte Seine Exzellenz den Minister Morones zum Apparat!"

Sekunden vergehen wie Ewigkeiten. Von der Plaza dringt auf- und abbrandendes Gemurmel herein; dann von allen Seiten wie auf Kommando laute Rufe: telegrama, telegrama, telegrama! Die Extraausgabe bestätigt den Zweifelnden die Wahrheit der Nachricht. Da und dort flattert ein Johlen auf, höhnisches, spöttisches Gelächter. Gegenrufe zischen hoch, Fäuste holen aus, Messer blitzen. Grelle Pfiffe der Guardia, Getrappel berittener Polizei.

In zitternder Ungeduld hält Legueiro noch immer die Muschel ans Ohr gepreßt. Endlich meldet sich eine fremde, gleichgültige Stimme: „Exzellenz Morones ist nicht zu sprechen!"

„Aber das Gesetz, das Ölgesetz?!"

„Ist vor zwei Stunden im Ministerrat widerrufen worden."

Eine bebende Hand legt den Hörer auf die Gabel zurück. Ein verlorener, vernichteter Blick irrt durch das Fenster, der letzte Einsatz ist verspielt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Mistelräuber.

Von Hans Lorenz Lenzen.

Der Flurschütz Hapert war im Dorf ein geachteter Mann. Er wachte über Wiese und Feld und Wald wie ein Uhrzeiger, der keinen Schlaf braucht; er sorgte für glatte Straßen, gesundes Vieh und fröhliche Kirmesmusik; er hörte andächtig den Kindern in der Schule zu und teilte mit ihnen seine karge Münze. Und dann war da noch etwas: er trug die Fahne des Soldatenbundes beim Appell und traf vom Ansitz den roten Bock, trotzdem er einen Arm verlor, bei Sedan. Er war den Kleinen ein heimlicher Dorfkönig, in dessen Hut ein gutes Gewissen blühen konnte wie das blaue immerleuchtende Sinngrün hinter dem Dicken Turm. Wie aber, wenn er nun doch eine Schwäche gezeigt hätte? Der Wahrheit zur Ehre, solch eine Schwäche trug Hupert mit sich herum wie seine grüne Schildmütze. Er duldete nämlich nicht, daß auch nur einer der Knaben nach Misteln stieg, die frühwinters aus dem entlaubten Lindengehölz nach alter Gepflogenheit den Gang in die krachwarmen Stuben antraten. Er hatte durchaus kein Mitleid mit den zählebigen Schmarotzern, wie er sie nannte, und rottete sie selbst an Obstbäumen aus mit Stumpf und Stiel, dem Gesetz zu genügen. Aber er verfiel in ein hartnäckiges Toben, wenn er einen der Knaben mit geschliffenem Beil zwischen den Hecken schleichend erwischte. Jedermann wußte von dem tödlichen Aberglauben, der aus Huperts Mund oft genug den Mistelbüschen nachgesagt wurde, aber niemand hatte jemals erfahren, worin dieser tödliche Aberglaube bestand. Drang einer der Knaben oder gar Männer in ihn mit zwinkernder Ungeduld, so schnitt der barsche Ausruf „Ihr seid gewarnt!" das Zwiegespräch ab.

In den Wochen gegen Weihnachten funkelt das Abenteuer wie ein glimmender Span durch die blauen Bergwälder. Es war nicht Neugier allein und auch nicht Schabernack, was der Flurschütz in den Gossen glosen spürte. In den ersten Atemzügen des Jul dauerte der Heimabend der Knaben ungewöhnlich lange, und just an dem Abend, da der Klasmann mit Schlohbart und Kuhschelle durch die Sträßlein prustete, huschte es wie ein Schwarm von Verschwörern frühzeitig hinter die schnappenden Türen. Am Morgen, bevor noch die Schulglocke läutete, entdeckte Hupert auf dem hundertjährigen Silberlindenbaum über dem Hügel der Schwingbornwiese den Irvin, den flachssträhnigen Sohn des Arztes. Die Zaundrähte kreischten und klirrten, ein wirbelnder Eichenstock heulte im kreisenden Wind, und eine überschnappende Stimme schrie: „Ho — der Schalk auf dem Holzbock — und hier kommt der flammende Besen!" Langsam und geduckt näherte er sich dem Baum, stieß den Stock in den Wiesenpelz und krempelte den Leibgurt ab. Wieder stand er über eine lange Kette von Herzschlägen reglos, indes Irvin mit dem Stiel seines Beils an die klingenden Äste pochte, als spiele er auf eigens erfundenen abgestimmten Tasten. Da schleuderte der unsicher werdende Mann den eisenbewehrten Knüppel zu Boden, sog wie ein Blasebalg schütternden Atem auf und röhrte bebend: „Weiche, du Blendwerk!" Der Knabe im Baum zog seine Schneekappe ab und lächelte freundlich: „Gespenster frieren im Winter — aber ich bin ein leibhafter Pimpf!" Hupert griff zum Eichenknüppel und grollte: „Wer du bist, das weiß ich; aber wer in dir steckt, das weiß ich nicht! Komm herunter, du Mistelräuber!" Irvin tat einen wohlgeübten Pfiff und hieb das Beil in die Borke. „Komm sofort herunter, du Mistelmörder!"

Irvin mußte seine Wette gewinnen, er fühlte den Spott ringsum hinter den Graswällen aufsteigen. Hastig pflückte er aus den Zweiggabeln eine Anzahl weißer Mistelbeersträubchen, zerbröckelte sie und schnippte eins um das andere Kügelchen vom Handteller hinweg gegen das furchige Antlitz des Alten, wo einige wahrhaftig kleben blieben. Und der herausgeforderte Mann — rührte sich nicht, er ließ es geschehen, ja, er wischte nicht einmal die Wange. Plötzlich köpfte das Beil einen einzelnen Sprossen aus dem Mistelbusch, der wie ein grünes Nest dem Knaben vor der Brust stand, und die junge Stimme flüsterte vertraulich: „Sieben Blättlein will ich hinunterwerfen, Zauberkraft haben die grüngoldenen Zungen. Wer sie bei sich behält, den verwundet kein Feind. So weisen es alte Bücher." Das Beil bollerte auf dem Kloben wie auf einer murrenden Trommel. „Hau — beinah versah ich den Brauch — kein Julzweig leidet fetzende Schläge — er verliert sonst die Zauberkraft", und Irvin zog sein Messer, und der Stahl knirschte und quirrte im saftigen Stengel. Hupert hielt sich die Ohren zu. Zweig häufte sich auf Zweig in der mächtigen Raufe der Äste wie ein Futter, das ein Alb sich zurechtdrischt. Hupert sah es mit halb verhängten Augen und stöhnte. Als der letzte Wedel des Mistelwockens abgebissen war, tat der Feldschütz unvermutet drei Schritte gen den Silberbaum und warf den Stock gegen den geschäftigen Frevler; sausend fuhr die Waffe in die Krone, verfing sich und blieb schwankend hängen. „Darf der Soldat seinen Säbel fortwerfen?" — „Bürschlein, das wirst du büßen!" Wie eine Eichkatze glitt der Knabe durch die starrenden Maien und schob die blanke Zwinge hoch über den Wipfel; der Stock kippte und schloff durch das schwankende Rutennetz. Als Irvin zu seinem Donnerbesen zurückfand, hörte er den Mann unverständliche Worte kauen. „Hau — das Werk ist getan; nun tragen wir beide das Grün nach Haus." Und schau, gehorsam hob Hupert die Arme — und tat einen Sprung wie ein Heuschreck vor mähenden Sensen; der Mistelbusch

schurrte ins frostbekrustete Gras. Der Knabe zauderte mit einem Anruf, und bald darauf traf ihn die wundersam veränderte Stimme des Alten: „Möge dein Frevel dich nicht erschlagen!“ „Uralter Brauch kann kein Frevel sein.“ „Von der Mistel stammt der Tod.“ „Das Leben kommt von der Mistel. Alter Glaube tötet nicht.“ „Als ich in der Schule saß, hörten wir von Loki.“ Irvin stutzte und machte den Hals lang wie ein Häher. Der Alte hatte die Schildmütze abgenommen und zum ersten Mal bemerkte der Knabe, daß sein Haar dicht und schneeweiß war. „Was gab es in der Schule zu hören?“ „Die Edda erzählt von Baldur, dem Gott des Lichts — er wird sein Leben verlieren — so ist es gekündet. Frigga, die Mutter, nimmt allen Wesen den Eid ab, den strahlenden Sohn zu schonen. Sie hat die Mistel vergessen. Loki, der Dunkelgott, erlistet sich das Geheimnis. Er schnitzt den Mistelspeer — drückt ihn dem blinden Wintergott in die Faust — Hödur wirft den „Mistelstein“ und — tötet den schimmernden Jüngling —“

Stumm und schwer lag den zwei Dorfgefährten die Zunge im Mund. Der Morgenwind sang in den schlafenden Knospen. Das Nebelschiff entschwamm auf dem krausen Spiegel des Reifmeers. Die Sonne flocht goldene Spangen in den Scheitel des Waldes, und die wandernden Drosseln fielen flötend in den Lindengarten ein. Irvin glitt am Stamm herunter, und wie aus der rauhen Erde jäh aufgekeimt, standen die Knaben, Zeugen der gewonnenen Wette, schweigend und mit erhobenen Häuptern im Kreis um den Alten, der die Augen geschlossen hatte. „Drei Söhne waren uns Kinder im Haus — sie dienten im gleichen Regiment, sie wollten Misteln schneiden — kurz vor der zweiten Weihnacht des Krieges — im Nebel stürmte der Feind. Sie fielen am gleichen Tag — zur Sonnenwende — in Flandern —“

In den Augen der Knaben brannten Funken vom Himmel der Väter. Hupert reckte sich auf, nahm Irvin den Mistelbusch aus der Hand und ging aufrechten Ganges den Weg zurück, den er kam. Von diesem Tag an liebten die Knaben den Flurschützen und wachten mit ihm über Wälder und Felder und Wiesen.

Mostra Giottesca.

Italien hat eine neue Form gefunden, die Werke seiner Vergangenheit zur Geltung zu bringen. Seit Jahren veranstaltet es Ausstellungen, auf denen das Gesamtwerk eines großen Meisters möglichst vollständig gezeigt wird. Im vorigen Jahr konnte man in Venedig das Werk Tizians sehen, in diesem Jahr zeigt man dort Tintoretto — beides Ausstellungen, an deren Gelingen die ganze Welt mitgeholfen hat. Sind diese Veranstaltungen schon wundervoll durch Vollständigkeit und Großzügigkeit, so ist die heutige „Mostra Giottesca“ in Florenz völlig einzigartig.

Diese Giotto-Ausstellung hat sich nicht auf einen der größten Meister beschränkt; aus dem Bestreben, seine ungeheure Wirkung und Bedeutung darzustellen, erwuchs die Notwendigkeit, einen Überblick über die Malerei Mittelitaliens im 13. und 14. Jahrhundert zu geben. Aus dem Dämmer der Klöster, Kirchen und Kapellen Toskanas, Umbriens und der Romagna, aus den großen Museen und Sammlungen der ganzen Welt sind jene eigenartigen Werke zusammengetragen worden, die man früher als „Primitive“ etwas belächelte. Freilich mußte man sich auf einige wenige Repräsentanten beschränken, denn die Hauptwerke jener Zeit sind Wandfresken, die an Ort und Stelle gebunden sind. Aber so ist doch möglich geworden, was es noch nicht gegeben hat und doch die Sehnsucht aller Kunstfreunde war: maßgebende Werke jener Zeit bei Licht und außerdem nebeneinander zu sehen.

Der Leistung dieser frühen Künstler kann man nur dann gerecht werden, wenn man bedenkt, in welche Erstarrung die Kunst des Abendlandes geraten war. Durch ein oströmisches Edikt vom Jahre 745 war die Malerei für eine gottlose Beschäftigung erklärt worden! Jahrhunderte hat sie sich verbergen und mehr oder weniger in die Miniaturen flüchten müssen. Die Toskanischen Schulen sind es, die aus dieser Betäubung zuerst erwachen, mit den Byzantinischen Überlieferungen brechen und aus den Formeln zu Formen gelangen. Bisher hat man dies Verdienst im wesentlichen Giotto zuerkannt. So außerordentlich seine Größe ist, so zeigt diese Ausstellung, daß andere die Hauptarbeit geleistet haben.

So sieht man jetzt, um Giotto gruppiert, seine Vorgänger, seine Zeitgenossen, seine Nachfolger! Die frühen Schulen von Pisa und Lucca, die Herrlichkeit der Sienesen, die Schulen von Arezzo, Rimini, Ravenna und vor allem die frühen Florentiner; alle sind nun zum ersten Mal mit gültigen Werken in den gleichen Räumen vereinigt. So ist es möglich, einen Stilwandel zu betrachten und zu erleben, der als das Erwachen der abendländischen Malerei gelten darf. Das östliche Mosaik mit seinen strengen Konturen, die sich aus dem spröderen Material ergeben, sowie das byzantinische Ikon (Heiligenbild) sind noch deutlich spürbar, so bei den Pisanern, ja noch lange bei den Sienesen. Bedingt durch den immateriellen Goldgrund bleibt die Farbe sehr gebunden, es überwiegt der Umriß. Wie deutlich sieht man aber jetzt, daß dieser strenge Stil wenig oder nichts mit Schablone zu tun hat. Gewiß, die Anordnung des Kruzifixes, die Form des Kreuzes, die Haltung des Gekreuzigten waren durch Tradition festgelegt, aber nur im äußeren Umriß; in der Komposition, in der Formgebung, in der Farbe ist lebendiges Künstlertum, selbständiges Schaffen. Durch nichts wird das so augenfällig, als wenn man versucht, diese Bild-Tafeln mit biblischen Szenen, die an den Kruzifixen angebracht sind aus ihrer goldgrundigen Farbigkeit, der allzu oft eine taktlose Restaurierung anzumerken ist, ins Schwarz-Weiß zu übertragen. Da ergeben sich Kompositionen von so viel Lebendigkeit, Dichtigkeit und Ausdruck, daß man bekannte Werke späteren Datums vor sich zu haben glaubt. Den großen Sienesen gelingt die Schaffung des Typischen und des Monumentalen. Das zeigt sich schon am Format: neben die kleinen Tafeln treten große Madonnen-Bilder. Die gewaltige Madonna des Guido da Siena beginnt ein neues Kapitel der Malerei. Ein Gipfelpunkt wird erreicht mit Duccio da Buoninsegno, dem kühnen Gestalter neuer, höchst gespannter Kompositionen, dem großen Vollender des Typus. Er schafft den Typ der jungen Mutter, gewinnt den Ausdruck höchster Innigkeit, formt das Monumentale. Mutter und Kind werden kompositorisch zu *einer* Masse zusammengeschlossen. Das Kind hat seinen Platz am linken Arm der Madonna; so ergibt sich eine lebensvolle Umrißlinie von unten her über das nach links geneigte Haupt der Madonna, über das Haupt des Kindes wiederum nach unten. Schönere Madonnenbilder sind seitdem nicht geschaffen worden.

Mit den Florentinern klingen neue Töne auf. Der Sieg der Farbe kündigt sich an, der magische Goldgrund wird langsam aufgelöst. Statt des Typus erscheint das Individuelle. Dieser wichtige Schritt ist als Kernpunkt der Ausstellung herausgearbeitet. Mit sicherem Gefühl hat man die großen Madonnen des Duccio, des Cimabue und des Giotto zusammengehängt. Alle drei unvergleichlich in Wert und Würde, drei Gipfel! Die Gewalt dieser erhabenen Monumente ist unvergeßlich. Auf der einen Seite die stille Größe des Typischen, ja fast des Abstrakten, bei Giotto dagegen das Konkret-Lebendige, seine Madonna wirkt schon fast wie ein Porträt. Bei aller Geschlossenheit der Komposition tritt nun ein konkret-realistisches Moment zutage, jenes Moment, das die Kunst der folgenden Jahrhunderte bestimmt hat. Die ungeheure Wirkung Giottos auf sein Zeitalter zeigen die frühen Florentiner nicht weniger, wie die Schule von Rimini. Er ist der große Vollender des Stilwechsels, mit ihm beginnt die europäische Epoche der Malerei.

Es ist kein Zweifel, daß eine solche Art der Kunstausstellung eine höchst produktive Tat darstellt. Nicht nur dem Kunstfreund werden neue Erlebnisse vermittelt, auch der Forschung werden wichtige Anregungen und Einsichten verschafft. Die seit langem strittige Frage über die Zuteilung von Werken an Giotto oder seine Schüler wird sich nun leichter klären lassen. Vor allem jene Fresken in den Franziskus-Kirchen von Assisi werden nun wohl sicher dem Schülerkreis zugewiesen werden müssen, wie es Hausenstein in seinem schönen Giotto-Buch schon lange vorgeschlagen hat. Produktiv weit über die Fachwelt hinaus muß solche Schau aber für jeden Betrachter sein, weil er ein abgeschlossenes Kapitel europäischer Malerei als Ganzes erleben darf. Eindringlicher kann man nicht erfahren, was Kunst ist und vermag.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.